

Der Welt Spiegel

Illustr. Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts



Die Eisenbahnkatastrophe.

Von Stefan Szomabády.

Eine lustige Gesellschaft war auf dem großen Schiffe versammelt, das die Kurgäste von Abbazia in den österrösischen Kriegshafen bringen sollte. Eine Gruppe schöner Frauen plauderte auf dem reingesehauerten Verdeck. Von der Kapitänsbrücke lugten neugierige Herren, mit Ferngläsern bewaffnet, nach den nebligen Chersoer Ufern aus; einige alte Herren, mit Maids auf den Knien, blätterten in Wiener Zeitungen. Ueber dem spiegelglatten Meere leuchtete die schöne Mattonne. Als das Schiff den kleinen Oafen in Lovian verließ, teilte sich die Gesellschaft schon in kleinere Gruppen, die lebhaft die kleineren Ereignisse des Kurorts besprachen. In diskreter Weise hegelte man den lieben Nächsten durch. Später kamen Bücher, Theater, Chepläne zur Sprache. Ein Professor aus Innsbruck, der auch auf dem offenen Meere an graue Theorien dachte, lenkte schließlich die Unterhaltung in Folge der zufälligen Bemerkung eines anderen auf die Tiefe der menschlichen Seele. Seine etwas spöttisch gehaltenen Worte galten einem Beamten, der mit großer, nach kapitalistischer Belesenheit riechender Bildung den Umstehenden erklärte, daß es auch in der Adria Stellen gebe, die zwei übereinander gestellte Kirchtürme verschlingen könnten.

„Lieber Freund,“ sagte der Professor, sich das Augenglas reinigend, „die alte Adria ist ein selbster Zumpf im Verhältnis zu den Tiefen, die uns aus den Seelen der Kulturmenschen entgegenzähnen... In den undurchdringlichen Tiefen des höflichen Lächelns, der honigsüßen Rede, des Denkfens und Fühlens toben manchmal Stürme der guten und bösen Leidenschaften... Sie kann man ebensovwenig sehen wie die Strömungen, die unter dem glatten Spiegel des Meeres aufeinanderstoßen. Und das Furchterlichste an der Sache ist, daß wir von dieser vulkanischen Natur der Seele keine Ahnung haben.“

„Kurz und gut, wir tragen geheime und gefährliche Minen in uns,“ warf eine schöne Dame lachend ein.

„So ist's, es bedarf nur einer passenden Gelegenheit, um diese Minen in Brand zu setzen. Es gibt glückliche Menschen, die ihr Leben ohne Stürme beendigen, aber die meisten Sterblichen kommen früher oder später zu dem Bewußtsein, daß ungeahnte, schreckliche Leidenschaften in den Tiefen ihrer eigenen Seelen haufen... Die Güte oder die Bosheit der Menschen hängt immer von jenen äußeren Umständen ab, unter denen wir unseren kurzen irdischen Weg zurücklegen...“

Niemand nahm die Worte des jungen Gelehrten ernst. Ueber den blauen Wellen schwebten dieselbe Segel, der Wasserpiegel glüherte im Sonnenschein, und jenseits der Salbinsel funkelte das offene Meer mit seiner in tausend Farben schillernden Ebene, die in ihren unbekanntem Tiefen mythische Geheimnisse barg.

Abseits von der plaudernden Gruppe saß ein junger

Mann, in stummer Regungslosigkeit die kleinen Gebirgsdörfer an der Küste von Istrien beobachtend... Es war ein alter Bekannter, an den mich eine zwanzigjährige Freundschaft knüpfte, und mit dem ich seit zwei Wochen vom frühen Morgen bis zum späten Abend besammeln war. Er stammte von einer reichen, vornehmen Familie ab und spielte auch im Kasino eine große Rolle. In rituellen Angelegenheiten galt er als Sachautorität... Er war kein großes Lumen, aber was Charakter, Anständigkeit und Gutmütigkeit betrifft, hätte er es mit jedem, der in den Salen seines vornehmen Klubs verkehrte, aufnehmen können...

Szentamáschy, so hieß der Einsiedler des Schiffs, war so sehr in Gedanken vertieft, daß er gar nicht bemerkte, daß ich mich ihm näherte. Er fuhr erschrocken auf, als ich ihm auf die Schulter klopfte.

„Du bewunderst die Delphine?“ fragte ich ihn.

Er gab keine Antwort, sondern blickte mir sinnend ins Gesicht und zuckte die Achseln.

„Lieber Freund,“ sagte er nach einer Weile mit sonderbarer und bei ihm seltener Mäßigung: „Ich dachte in diesen Augenblicke daran, daß es doch schwer ist, von dieser schönen und sonnigen Welt Abschied zu nehmen.“

„Wer will denn von dieser schönen Welt Abschied nehmen?“

„Ich selbst. Ich bin schon damit vollkommen im reinen, daß dies die einzige Lösung ist. Im ganzen sind es noch zwölf Tage bis dahin — und dann will ich meine Fahrkarte in das Reich lösen, woher man nicht mehr ins Kasino zurückkehren kann...“

Mit närrischer Feierlichkeit sagte er es, aber ich fühlte sofort, daß er sehr ernst gesimmt war. Ich setzte mich erschrocken an seine Seite.

„Warum sprichst du solche Dummheiten?“ fragte ich ihn.

„Leider spreche ich keine Dummheiten, und du kannst mir glauben, daß ich lieber den Klatsch der Frauen angehört hätte, anstatt dich mit solchen sentimental Entstellungen zu langweilen... Aber leider verhält sich die Sache so, daß ich jetzt nicht anders fortkommen kann, ich muß mir mit dem Revolver Bahn brechen...“

„Aber, um Gottes willen, was ist denn los?“

„Nichts anderes, als was sich schon mit vielen Kartenspielern ereignet hat. Im Laufe von zwei Monaten verspielte ich mein letztes Loch Geld. Das wäre noch kein so großes Unglück, um deshalb seinem Leben mit eigener Hand ein Ende zu machen. Ich verfüge noch über genügend Kraft, um das tägliche Brot mit meiner Hände Arbeit zu verdienen... Aber es handelt sich jetzt nicht darum, sondern um meine makellose Anständigkeits.“

„Hast du Kartenschulden?“

„Die Kartenschulden würden mich nicht zur Verzweiflung bringen, denn die Kartenspieler sind keine bösen Menschen und treiben niemanden in den Tod... Aber mit dem Gedanken, daß ich mit dem Vertrauen eines alten, ehrlichen Manns Mißbrauch getrieben habe, kann ich wirklich nicht länger leben...“

„Von wem sprichst du?“

„Vom Oberst Leykam, der seine Nachmittage und Abende im Kasino verbringt, seit er in den Ruhestand getreten ist. Der Oberst hatte im Laufe von vierzig Jahren einige Sparspennige gesammelt, und da er mich seit meiner Militärszeit wie ein Vater liebte, übergab er mir sein Sparschäftbüchlein, als er hörte, daß ich mit materiellen Sorgen zu kämpfen habe. — Ich nahm es an und gelobte ihm, das Geld in zwei Monaten zurückzuerstatten. — Wenn du fragen solltest, wie ich das zustande zu bringen hoffte, so antworte ich dir, daß Kartenspieler niemals die Hoffnung aufgeben... Ich dachte, ich würde mein Wort einlösen können, aber jetzt weiß ich schon, daß es nicht geht.“

„Warum verlangst du nicht vom Obersten eine Stundung der Zahlung?“ — „Lieber erschieße ich mich, als daß ich



Pariserin im Hauskleid. Text auf Seite 2.

Henri Manuel.